

Charlotte Link

Sechs  
Jahre



Der Abschied von  
meiner Schwester

blanvalet

Eine Wohltat nach manch anderem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben.

An den Türen hängen noch die Weihnachtssterne aus rotem und goldfarbenem Stanniolpapier. Irgendwie wirken sie inzwischen etwas deplatziert. Mir begegnet der sehr sympathische Pfleger, der sich immer so um meine Schwester bemüht. Er gehört zu den Menschen, die unaufgefordert stets mehr tun, als sie tun müssten. Er scheint auch gerade über die Sterne nachzudenken, denn er sagt zu mir: »Die kommen morgen weg. Dann hängen wir Frühlingsblumen aus Papier an die Türen.«

»Ich freue mich darauf«, sage ich. Zwar scheint der Frühling in endlos weiter Ferne zu liegen, und draußen ist der Januar genauso kalt, grau und trostlos, wie es nach meinem Empfinden nur dieser Monat sein kann. Aber

umso schöner, wenn man versucht, etwas Farbe in den Alltag zu bringen.

Ich betrete das Zimmer meiner Schwester. Die Tür ist nur angelehnt. Franziska, die genau wie ich immer eher der ausgesprochen individualistische Typ war – nie zu viel Gemeinschaft ertrug und stets eine gute Rückzugsmöglichkeit in Reichweite brauchte –, hält geschlossene Türen nicht mehr aus, zumindest nicht, wenn sie alleine ist. Man respektiert das auf dieser Station, indem ständig ein blaues Handtuch so von innerer zu äußerer Türklinke drapiert wird, dass die Tür nicht zugehen kann. Ich nehme das Handtuch jetzt weg. Ich bin da, wir können die Tür schließen.

Franziska schläft, sie bemerkt mein Kommen nicht. Ich stelle die große Tasche, in der ich frische Wäsche und Zeitschriften

für sie habe, auf einen Stuhl. Ziehe meinen Mantel aus und husche so leise wie möglich zur Garderobe, um ihn aufzuhängen. Trotzdem hört sie mich jetzt. Sie schlägt die Augen auf, braucht eine Sekunde, um den Schlaf abzuschütteln. Dann erhellt ein warmes, freudiges Lächeln ihr Gesicht.

»Du bist da«, sagt sie. »Schon lange?«

»Eben gekommen.«

Mit ihrem Lächeln umarmt sie andere Menschen, es ist strahlend und echt. Immer noch, auch wenn sie sich sonst auf schreckliche Weise verändert hat. Bei einer Größe von 1,73 Meter ist sie auf 39 Kilo abgemagert, was ihren Kopf in eine Art lebenden Totenschädel verwandelt hat, an dem die langen, noch immer leuchtend blonden Haare fast irritieren. Von ihrem Körper ganz zu schweigen. Wenn ich ihr ein

neues Nachthemd mitbringe und sie sich umzieht, muss ich mich wegrehen, ich ertrage den Anblick nicht. Sie sieht aus wie die Frauen auf den Bildern, die nach der Befreiung von Auschwitz gemacht wurden.

In ihre Nase laufen zwei Schläuche, die sie mit dem Sauerstoffgerät verbinden. Ihre Luftnot ist in den letzten Jahren immer schlimmer geworden, aber zumindest konnte sie noch im vergangenen November mit dem Auto von München nach Wiesbaden zu mir kommen, um ihre Nachsorge in Mainz wahrzunehmen. Jetzt schafft sie es ohne Sauerstoffgerät nicht mehr vom Bett bis zum Bad.

Das ist es, was uns alle in diesem Winter verzweifeln lässt: Die Krankheit galoppiert plötzlich. Auf einmal überschlagen sich die Ereignisse. Wir verlieren die Kontrolle. Wir

jagen hinterher, versuchen einen Dambruch zu verhindern und haben doch das Gefühl, ständig zu spät zu sein. Sechs Jahre lang sind wir immer wieder aus jeder noch so aussichtslos erscheinenden Schlacht als – zumindest vorübergehende – Sieger hervorgegangen. Jetzt droht uns das Schicksal abzuhängen.

Trotz ihres Lächelns merke ich, dass dies kein guter Tag werden wird. Letzten Sonntag, am Neujahrstag, war ich auch hier, und alles verlief ganz harmonisch – gemessen jedenfalls an den mehr als unschönen Umständen. Ich wusch ihr die Haare, und wir mussten beide über die Turnübungen lachen, die ich dabei veranstaltete: Das kleine Bad, darin Franziska, ein Stuhl, auf dem sie sitzen konnte, der Rollwagen, auf dem das Sauerstoffgerät stand. Für mich war